

über Mörike festhält: «Die Rolle, die der Pfarrer bei Gotthelf als Kämpfer gegen den Zeitgeist übernommen hat, ist bei Mörike undenkbar.»

Wenn eine deutliche Übereinstimmung in bezug auf die Stellung und den Auftrag des Pfarrers gefunden werden könnte, dann wäre es die zwischen Gotthelf und Pestalozzi. So sagt Göttler, «daß Pestalozzis Pfarrer Ernst als einer der wichtigsten Vorläufer von Gotthelfs Pfarrergestalten bezeichnet werden kann».

Dadurch, daß Göttler in seiner Darstellung Gotthelf in den Rahmen der Biedermeierzeit hineinstellt, zeigt er, daß Gotthelf mit seinen Anliegen in seiner Zeit nicht allein stand, daß er aber in der Darstellung seiner Pfarrergestalten schöpferisch selbständig ist.

Göttlers Werk bildet einen sehr wertvollen, aus eingehender Beschäftigung mit Gotthelf und der Literatur über den Dichter entstandenen Beitrag zur Gotthelfforschung.

*Walter Hutzli, Bern*

*Jochen Fähler*, Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Karl Barths Predigten 1913–1915. Bern, Herbert Lang, 1979 (Basler und Berner Studien zur historischen und systematischen Theologie 37), 188 S., brosch., Fr. 34.—.

In der Bibliothek der Barth-Sekundärliteratur fehlte bis jetzt eine größere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Barths frühen Predigten. Das hatte seinen äußeren Grund darin, daß von den etwa 500 in Safenwil gehaltenen Predigten nur ein geringer Teil bekannt war. Nun hat Jochen Fähler im Rahmen der Barth-Gesamtausgabe die Predigten von 1914 veröffentlicht, und Gerhard Sauter ließ einen Band mit Predigten des Jahres 1913 folgen. Diese Sammlung, zu der noch unveröffentlichte Predigten des Jahres 1915 treten, ist das Material, das Jochen Fähler zu einer Arbeit angeregt hat, die nicht nur den speziell an Barth orientierten Theologen, sondern jeden in der Predigtarbeit stehenden Pfarrer interessieren dürfte.

Fähler fragt «nach der Möglichkeit von Theologie angesichts eines kollektiven Ausbruchs menschlicher Aggression und Zerstörungswut, nach einer Theologie, die sich an der Aufgabe entwickelt, das Böse und die Schuld integrieren zu müssen» (S. 9). Es geht also um die Genesis der Theologie Barths. Wer heute, unbelehrt durch die Arbeiten F.-W. Marquardts, noch immer die Meinung vertritt, Barth habe kein Geschichtsbewußtsein und nehme die Wirklichkeit nicht ernst, dem dürfte die Lektüre von Fählers Studie mit aller Deutlichkeit klar machen, wie stark Barths theologisches Denken vom Erleben damaliger Zeitereignisse geprägt ist. Die Vorordnung der Theologie vor der Wirklichkeit ist dann freilich das Resultat dieses Denkens, aber es bleibt das politische Faktum des Krieges, das Barth zu seinem theologischen Neuanfang zwingt.

Fähler schreibt den kühnen Satz, daß «der Krieg zum Vater der Theologie Karl Barths wurde» (S. 74). Man mag, von der «Kirchlichen Dogmatik» zurückblickend, über diesen Satz streiten und andere «Väter» herbeizitiieren. Tatsache ist, daß Barth in den Wochen nach Kriegsausbruch Gott in den politischen Ereignissen reden läßt. Am 20. September 1914 predigt er, Gott sei uns «in den gewaltigen Ereignissen dieser Zeit ... greifbar nahegetreten». Gott habe «seit bald zwei Monaten so deutlich mit uns gesprochen, daß es schwer sein sollte ..., ihn *nicht zu verstehen* ... Gott selber hält uns dies Jahr die Bettagspredigt.»

Fähler hütet sich, in der Sprache des Krieges, die in den Predigten laut wird, eine Offenbarungsqualität zu erkennen. Es ist Gott, der sich offenbart, aber nun eben im Krieg und so, wie er es vor dem Krieg nicht getan hat. Es gibt eine Vorkriegs-

theologie Barths, die Fähler unter dem Stichwort «Panentheismus» zusammenfaßt. Er versteht darunter eine im Denken Schleiermachers verwurzelte Gesamtschau alles Seienden, die «mit einer progressiven Entwicklung des Menschen auf Gott hin rechnet» (S. 23). Das Reich Gottes ist der Gesamtheit der Welt immanent; der Schöpfer kann im Geschöpf, der lebendige Gott in den Lebensprozessen der Menschheitsgeschichte erfahren und erkannt werden. Darin ist Barth mit seinen neuprotestantischen Lehrern und mit den um die «Christliche Welt» gescharten Theologen einig. Einig auch darin, daß er mit ihnen die gesellschaftlichen und politischen Fehlentwicklungen vor dem Kriege sieht und zur Überwindung der Krise auf die innerweltlichen Kräfte des Sozialismus, des Humanismus und des Christentums vertraut.

Erst bei Ausbruch des Krieges trennen sich die Wege: der panentheistische Ansatz weicht einer Vorordnung der Theologie vor der Wirklichkeit. Weil es Gott selbst ist, der in den Ereignissen redet, werden alle menschlichen Lösungsversuche – also nicht nur der kulturprotestantische, sondern auch der sozialistische und pazifistische – unmöglich. Der Krieg muß begrüßt werden als Zeichen des Gerichts und der Verheißung: «Er zwingt selbst die Ältesten zu neuen Gedanken, er relativiert alle Werte, wie Geld, Zukunft, Liebe und Haß. ... Deswegen darf es jetzt kein voreiliges Gebet um Frieden und Verschonung geben, sondern nur das Gebet um Furchtlosigkeit und Annahme des Willens Gottes.» Das heißt aber nicht, daß der Krieg ein Schicksal ist nach dem Motto «es ist nun einmal so», sondern er «muß so sein», damit das Böse der menschlichen Natur, aus dem der Krieg stammt, an den Tag trete und gerade durch das sichtbar gewordene Böse klar werde, daß Gott den Frieden und nicht den Krieg will (S. 68f.).

Einen wichtigen Teil seiner Arbeit widmet Fähler der Auseinandersetzung Barths mit dem Kulturidealismus der deutschen Theologie und dem religiösen Sozialismus. Mir scheint jedoch der Schwerpunkt des Buches nicht in der Darstellung dieser historischen Positionen zu liegen, sondern in dem Versuch, aus den Kriegspredigten erste theologische Wurzeln herauszuspüren, aus denen dann das Denken wächst, das die «Kirchliche Dogmatik» prägt. Der Krieg bedeutet nicht nur das Gericht über alle menschlichen Wege. Er zwingt gleichzeitig zu einer Theologie, in der die Gnade vor dem Gericht, das Evangelium vor dem Gesetz kommt. Der Krieg zeigt, daß jeder Appell an den guten Willen und jedes soziale Engagement zu einer realitätsfernen Moral führen. Der Mensch kann den Ausbruch des Bösen nicht verhindern; er hat ihn gewollt und hat selbst das Gute in den Dienst des Bösen gestellt. «Mancher verschlossene Geldbeutel hat sich jetzt auf einmal aufgetan», predigt Barth am 18. Oktober 1914, und zeigt an diesem und anderen einfachen Beispielen, daß das vom Menschen unternommene Gute gerade nicht das Gute ist, das Gott will. Menschliche Tugenden wie Mut, Tapferkeit, Hilfsbereitschaft, die dieser Krieg weckt, werden in ihrer tiefen Verfallenheit an das Böse sichtbar, weil sie, vom Reich Gottes her betrachtet, einem schlimmen Zweck dienen. Barth bleibt aber nicht bei dieser Erkenntnis stehen. Krieg und Reich Gottes dürfen nicht dualistisch auseinandergerissen werden, sondern sie bleiben aufeinander bezogen. Während der Mensch das Gute in den Dienst des Bösen nimmt, geht Gott den umgekehrten Weg: «Gott ist Liebe und benutzt das Böse zum Besten des Menschen, indem er das Böse als solches offenbart und an sich selbst zugrunde gehen läßt. Deswegen kann er den Krieg einerseits nur als eine Offenbarung des Bösen im Menschen erkennen, andererseits aber auch den Krieg unmittelbar als einen Schritt auf das Reich Gottes zu beurteilen. Er läßt keinen Zweifel daran, daß Gott den Krieg will – und nicht will. Gott will den Krieg, insofern das Böse sich selbst richtet und an sein Ende kommen muß, Gott will den Krieg nicht, insofern sein Ziel das Reich Gottes ist» (S. 142f.).

Was ist nun aber das Reich Gottes? Es ist jedenfalls nicht die Kehrseite der bestehenden Verhältnisse, nicht die Friedenswelt, die Sozialisten und Pazifisten im Gegensatz zur Kriegswelt «herstellen» möchten, sondern gegenüber allem Machbaren besitzt es einen Mehrwert, der sich nur gleichnishaft in den Begriffen der Brüderlichkeit, der Gerechtigkeit und der in Liebe freien Menschen fassen läßt. Anders als in den politischen Reden jener Zeit geht Barth in den Predigten «vom Indikativ der Erlösung aus, vom Sieg Gottes über das Böse, davon, daß der neue Mensch sich diesem Sieg Gottes einfach nur noch anvertrauen kann» (S. 167). Und Fähler kommt zum Schluß, daß Barths Ethik nicht einer aktivistischen, sondern einer hingebenden Haltung entspringe. Sie sei «eine sozialistische Ethik, die sozialistischer ist als der sich selbst behauptende Sozialismus» (S. 169). Es ist mir allerdings fraglich, inwiefern dieses Ergebnis anders sein soll als das F.-W. Marquardts, der Barth für eine «aktive Weltveränderung in Beschlag» nehme (ebd.). Hat Marquardt Barth wirklich auf der Linie des sich selbst behauptenden Sozialismus interpretiert? Und ist nicht gerade der Mensch, der nur empfängt, der nur das will, was Gott will, gleichzeitig der aktive, auf Veränderung der bestehenden Verhältnisse ausgerichtete Mensch? Wenn schon der Name Marquardts fällt, dann hätte sich der Leser gerne eine etwas gründlichere Auseinandersetzung mit dessen Barth-Interpretation gewünscht. Dies gilt freilich nur als fragende Anmerkung zu einem in seinem theologischen Gehalt erfreulichen und lesenswerten Buch.

*Hans Stickelberger, Zürich*

*Gerhard Wehr, Karl Barth. Theologe und Gottes fröhlicher Partisan, Gütersloh, Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, 1979 (Gütersloher Taschenbücher Siebenstern 462), 96 S., DM 8.80.*

Das schmale Bändchen über Karl Barths Leben und Werk will nicht mit neuem biographischem Material aufwarten. Dem, der Barth gelesen hat und Eberhard Buschs große Biographie kennt, bereitet das Büchlein die Freude des Wiederentdeckens oft genannter Ereignisse und Zitate. Es dürfte aber vor allem dem mit Barth noch wenig Vertrauten dienen. Leicht und flüssig geschrieben, mit zahlreichen vorzüglichen Bildern und einer kurzen Bibliographie ausgestattet, gibt es einen hilfreichen Überblick über die wichtigsten Stationen in Barths Leben. Der Autor versteht es, in knappen Formulierungen und mit konkreten Beispielen die geistige Umwelt Barths zu skizzieren und zu zeigen, wie Barth allmählich seinen eigenen theologischen Weg ging.

Nur stichwortartig seien ein paar Leseindrücke erwähnt: Der Safenwiler Pfarrer arbeitet nicht nur am Kommentar zum Römerbrief. Er nimmt seine Verantwortung für die Industriearbeiter wahr und liest die Schweizerische Gewerkschaftszeitung und das Verbandsblatt der Textilarbeiter. Im Dorf kommt es zu politischen Auseinandersetzungen und zur Bildung einer Front. Während der Universitätsjahre in Deutschland werden die theologischen und politischen Grenzen gegen einen auf den Nationalsozialismus schlecht vorbereiteten deutschen Protestantismus gezogen. Gerhard Wehr gelingt es, dem Leser die nicht ganz einfachen Vorgänge um «Zwischen den Zeiten» verständlich zu machen und die Gründe zu erklären, die Barth 1933 im ersten Heft der «Theologischen Existenz heute» zunächst einmal nicht «zur Lage», sondern in scheinbar unaktueller Theologie «zur Sache» sprechen ließen. Die dogmatische Sprache in ihrer strengen Bindung an die Christologie, die heute manchen Barth-Lesern Mühe bereitet, war gerade damals «eine Hilfe zur eigenen Urteilsfindung und Entscheidung» (S. 48). So zeigte etwa die «Theologische Erklärung